

Kultur, Gesellschaft & Wissen



Risikofaktoren für Darmkrebs sind Rauchen, Übergewicht oder der übermässige Konsum von verarbeitetem Fleisch: Besucher in einem begehbaren Darmmodell. Foto: Keystone

Jung, sportlich – und dann Darmkrebs

Ungewöhnlicher Fall Jährlich erkranken in der Schweiz rund 4500 Menschen an Dick- und Enddarmkrebs. Ein Drittel davon stirbt. Die Krankheit trifft vermehrt jüngere. Wieso?

Moana Mika

Im September klagt Mario Hänni über Verdauungsprobleme. Bald darauf kommen Bauchschmerzen und Appetitlosigkeit dazu. Im Oktober werden ihm vorerst noch Abführmittel verschrieben, doch dann geht plötzlich alles schnell: Im November muss er notfallmässig ins Spital, ihm wird ein 30 Zentimeter langes Stück des Dickdarms entfernt. In diesem Stück wuchs ein Tumor – so gross, dass er den Darmdurchgang vollständig verschloss. Im Dezember erhält Mario Hänni die erste Chemotherapie, im Februar wird die Dosis erhöht. Doch der Tumor hat bereits Ableger entwickelt, sie befallen die Leber. Im April kommt Hänni auf die Palliativabteilung, die Leber macht nicht mehr mit. Anfang Mai verstirbt Hänni. Er ist 35.

So erzählt es seine Schwester Melina Hänni – beide heissen in Wirklichkeit anders. Melina hält sich an einer Tasse Tee fest, während sie spricht. Ihre Augen füllen sich immer wieder mit Tränen. Dann schaut sie jeweils zum Fenster hinaus, in die Weite. Der Tod ihres Bruders ist nun ein gutes Jahr her.

In der Rushhour des Lebens und dann Krebspatient

Zwischen 2016 und 2020 erkrankten in der Schweiz pro Jahr rund 4500 Personen an Dick- und Enddarmkrebs. Die Zahlen werden alle vier Jahre vom Nationalen Krebsregister und vom Bundesamt für Statistik erhoben. Dick- und Enddarmkrebs gehören zu den häufigsten Krebsarten in der Schweiz. Noch häufiger treten Lungenkrebs sowie Brust- und Prostatakrebs auf. 92

Prozent aller Darmkrebserkrankten sind älter als 50 Jahre. Mario Hänni ist also eine Ausnahme – noch, denn die Zahlen zeigen, dass immer öfter auch jüngere Menschen betroffen sind.

Melina Hänni atmet tief aus, bevor sie weiterspricht. «Das Turnen war Marios grösste Leidenschaft», sagt sie. Als Kind wurde er zwar im Kunstturnen

Mario Hänni hatte nie ein Darmkrebs-Screening. Warum auch?

noch abgewiesen; er sei zu wild, zu wenig diszipliniert für den Sport. Mario hat sich vorerst mit anderen Sportarten begnügt: Judo, Tennis, Velofahren – für ihn gab es schon von klein auf nicht nur den einen Weg. Als Jugendlicher kam er dann zum Trampolinspringen, und mit 30 Jahren bestritt er den ersten Wettkampf. Während andere schon im Kindesalter die waghalsigen Sprünge üben, erlernte Mario erst als junger Erwachsener Doppelsalto und Schrauben. «So wie er im Sport war, ging er auch durchs Leben», sagt Melina Hänni, «Stillsitzen kannte er nicht.» Bis der Krebs kam.

Marco von Strauss ist Oberarzt und stellvertretender Leiter der Dick- und Enddarmchirurgie bei Clarunis, dem universitären Bauchzentrum Basel. Obwohl er viele Geschichten wie diejenige von Mario Hänni kennt, macht

ihn auch diese erneut betroffen: «Da stecken Schicksale dahinter – diese Menschen befinden sich in der Rushhour des Lebens», sagt er. Eine Darmkrebskrankung bei Jungen beeinflusst Familien, Freunde, Arbeitgeber, und ja – schlussendlich die ganze Gesellschaft. Die Anzahl Dick- und Enddarmkrebskrankungen nimmt in der Schweiz seit einiger Zeit bei den über 50-Jährigen leicht ab. Dies zeigen die Zahlen des Schweizerischen Krebsregisters.

Umgekehrt sieht es aber bei jüngeren Erwachsenen aus: In dieser Altersgruppe haben sich die Fälle in den letzten 40 Jahren nahezu verdoppelt. «Wir gehen davon aus, dass bis 2030 jeder vierte Krebs des Dick- und Enddarms bei unter 50-Jährigen auftritt», sagt Marco von Strauss. Auch in seiner Praxis sehe er immer mehr junge Menschen mit Darmkrebs. Der Arzt hat daher eine Studie lanciert, mit der er diese Fälle genauer untersuchen will. Erste Resultate sollen bereits in diesem Jahr publiziert werden. «Das Ziel der Studie ist es, Faktoren zu finden, die das Risiko von jungen Erwachsenen erhöhen, an Dick- und Enddarmkrebs zu erkranken», sagt Marco von Strauss. «Wenn man diese Faktoren kennen würde, könnten Personen mit spezifischem Risiko frühzeitig zum Screening geschickt werden.»

In der Schweiz übernehmen die Krankenkassen seit 2013 die Kosten für die Darmkrebs-Vorsorgeuntersuchung – das sogenannte Screening – bei Personen zwischen 50 und 69 Jahren. Allerdings ist sie nur in Kantonen mit entsprechenden Programmen von Selbstbehalt und Franchise befreit. Unter anderem in

Zürich, Aargau, den beiden Appenzell sowie den meisten Inner-schweizer Kantonen müssen die Versicherten jedoch einen Teil oder gar die gesamte Früherkennung selbst bezahlen.

Krebs-Screening wird erst ab 50 empfohlen

Die Krebsliga Schweiz empfiehlt denn auch ein Screening ab dem 50. Lebensjahr: entweder alle zehn Jahre mittels Darmspiegelung oder alle zwei Jahre mit einem Stuhltest. Die Einführung des Screeningprogramms in der Schweiz ist wohl auch der Grund für die rückläufigen Zahlen bei den über 50-Jährigen. «Eine Erfolgsstory», nennt Marco von Strauss das Screening. Vorstufen des Krebses können dadurch frühzeitig erkannt und behandelt werden – lange bevor ein Tumor heranwächst und Ableger bildet.

Mario Hänni hatte nie ein Darmkrebs-Screening. Warum auch? Er war jung, gesund und sportlich. Auch in der Familie war bisher niemand an Darmkrebs erkrankt. Studien zeigen, dass rund ein Drittel aller Dick- und Enddarmkrebsfälle genetisch bedingt sind. Diese Betroffenen haben angeborene Veränderungen im Erbgut, welche die Entstehung von Krebs begünstigen und innerhalb von Familien weitervererbt werden. Die Ursachen der restlichen zwei Drittel sind nicht vollständig geklärt, obwohl bereits mehrere Risikofaktoren bekannt sind: zum Beispiel Rauchen, Übergewicht oder der übermässige Konsum von verarbeitetem Fleisch wie Wurstware.

Auf die Frage, warum denn gerade bei jungen Erwachsenen die Fälle derart steigen, hat auch Marco von Strauss keine eindeu-

tige Antwort. «Das ist immer noch eine ungelöste Frage», sagt der Arzt. «Nebst den bereits bekannten Risikofaktoren werden heute auch diffusere Ursachen erwogen wie Luftverschmutzung, Chemikalien in der Nahrung oder mangelnde Bewegung. Die Liste ist lang, aber klare Zusammenhänge können bisher nicht gezogen werden.»

Was die Schwester eines Opfers gelernt hat

Was bei Mario Hänni die Ursache für den Krebs war, weiss seine Schwester Melina nicht. Für sie ist dies nebensächlich. Und für ihren Bruder bedeutete die Krankheit eine radikale Lebensumstellung, die ihn zwang, viel Zeit zu Hause zu verbringen. «Er war sehr geschwächt und kaum wiederzuerkennen. Seine offene und direkte Art hat er aber behalten», sagt Melina Hänni. So habe er zum Beispiel darüber gesprochen, dass er an der Krankheit sterben könnte. Und trotz allem blieb da stets auch die Hoffnung: Vor Beginn der grossen Chemotherapie liess er seine Spermien einfrieren, damit er später eine Familie hätte gründen können. Noch kurz vor seinem Tod wollte er sich ein Laufband anschaffen. Und auch einige Trampolinwettkämpfe standen bereits auf der Agenda.

Für Melina Hänni bedeutet der Tod ihres Bruders, dass sie davon ausgehen muss, ein genetisches Risiko für Dickdarmkrebs in sich zu tragen. Sie hat sich kürzlich fürs Screening angemeldet. Aber nicht nur das: «Seit Marios Tod mache ich mehr, worauf ich gerade Lust habe», sagt sie. «Er hat mir vor Augen geführt, dass wir das Leben leben müssen.»

Ist Aperol Spritz krebserregend?

Gerücht um Getränk Es wird diskutiert, ob der Drink gesundheitsschädlich ist. Nicht bei jedem Inhaltsstoff ist die Antwort eindeutig.

Der Aperol Spritz ist seit Jahren das Sommergetränk schlechthin. Doch in sozialen Netzwerken macht sich ein Schatten breit, indem mancherorts behauptet wird, die Farbstoffe des Aperitifs seien extrem giftig und krebserregend. Was ist da dran?

Aperol ist ein italienischer Likör der Campari-Gruppe, der als Aperitif oder in Cocktails verwendet wird. Aperol Spritz ist ein Mischgetränk mit Prosecco und Mineralwasser. Die auffällige orangefarbene Farbe kommt beim Aperol von den beiden künstlichen Farbstoffen E 110 (Gelborange S) und E 124 (Cochenillerot A), die auch in anderen Lebensmitteln verwendet werden und als Lebensmittelzusatzstoffe zugelassen sind. In geringen Mengen gelten sie als unbedenklich.

Eine Zulassung gilt vielfach nur für bestimmte Lebensmittelkategorien und begrenzte Höchstmengen. Die Europäische Behörde für Lebensmittelsicherheit hat auch für E 110 und E 124 Grenzwerte für die tägliche Aufnahme festgelegt: Bei E 110 liegt diese maximale Menge bei vier Milligramm pro Kilogramm Körpergewicht, bei E 124 bei 0,7 Milligramm. In Spirituosen wie Aperol dürfen beide Farbstoffe und andere derselben Kategorie in einer Gesamtkonzentration von bis zu 200 Milligramm pro Liter verwendet werden.

In den USA verboten

So könne eine Person mit einem Körpergewicht von 70 Kilo täglich bis zu 490 Milliliter Aperol konsumieren, ohne die empfohlenen Grenzwerte zu überschreiten, erklärt die Verbraucherzentrale Berlin, eine Beratungsstelle für Konsumentinnen und Konsumenten. Massgeblich für diese Rechnung ist der Farbstoff E 124 bei der Annahme, dass bis zu 100 Milligramm pro Liter im Aperol sein können. Das Ergebnis mit knapp einem halben Liter Aperol entspricht etwa acht Gläsern Aperol Spritz.

Dazu, ob und wie stark E 110 und E 124 krebserregend wirken, lieferten Studien unterschiedliche Ergebnisse. Festgestellt wurde nach Angaben der Verbraucherzentrale unter anderem, dass sich das Krebsrisiko bei Mäusen erhöhte – allerdings bei langer Gabe in hoher Konzentration. Trotzdem gehen andere Länder bereits wesentlich restriktiver mit E 124 um. In den USA etwa ist die Verwendung des Farbstoffs in Lebensmitteln verboten.

Alkohol ist bedenklicher

Hinsichtlich E 110 verweisen Experten des Hamburger Umweltinstituts auf mögliche Nierentumore bei Tieren, schränken aber ein: Für den Menschen sei in Studien bisher kein solcher Zusammenhang nachgewiesen worden, heisst es.

Bedenklicher ist hingegen ein anderer Inhaltsstoff: der Alkohol. Klar ist, dass es einen direkten Zusammenhang zwischen Alkoholkonsum und einem erhöhten Krebsrisiko gibt. Hinzu kommen weitere potenzielle gesundheitliche Folgen wie Schlaganfall, Herzversagen, Alkoholabhängigkeit und psychische Störungen.

Evelyn Denich